

Der Vogel im Käfig [Fortsetzung]

Autor(en): **Wenger, Lisa**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Die Berner Woche in Wort und Bild : ein Blatt für heimatliche Art und Kunst**

Band (Jahr): **18 (1928)**

Heft 33 [i.e. 32]

PDF erstellt am: **18.04.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-645103>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Die Berner Woche

Nr. 33
XVIII. Jahrgang
1928

Bern,
18. August
1928

in Wort und Bild

Ein Blatt für heimatliche Art und Kunst, Sport, Touristik und Verkehr

Gedruckt und verlegt von Jules Werber, Buchdruckerei, Bern — Telephon Bollwerk 33 79

Zwei Gedichte von Walter Dietiker.

Die Stadt.

Noch träumt die Stadt, ganz in sich selbst versunken,
Nur tiefe Glocken tönen schlafestrunken.
Die Häuser lächeln stumm wie müde Frauen,
In deren Schlummer milde Sterne schauen,
Indes die Bronnen ihre Märchen fallen,
Aus denen süßere Perlen fallen.

Der Morgen dämmert, Blumen auf der Schwelle,
Die graue Stadt blinzelt in die Sonnenhelle,
Schaut auf die Brücken, die zur Weite führen,
Neigt nach den Bergen, blauer Sterne Türen,
Blickt auch empor, vom Wunder süß ergriffen,
Daß weiße Wolken durch die Lüfte schiffen.

Sie schaut, bis Flügel sich aus ihr erheben
Und ausgebreitet in die Sterne schweben.
Und viele ferne Schwestern ahnt sie stehen
Und hohe Schiffe hin und wider gehen.

Turmbesteigung.

Ich wandle Stufen und bin reich,
Dem Blick scheint alles neugestaltet:
Die Stadt sieht einer Blume gleich,
Die blühend sich dem Licht entfaltet.

Der Seele aber ist, sie sei
Den Glocken gleich, die Wohlklang fassen,
Und wieder ahnt sie groß und frei
Der blauen Sterne Ströme rinnen.

Was rings im großen sich erfüllt,
Was groß die weiten Kreise weben,
Das ist's, was mählich sich enthüllt —
Was noch Gewölk ist, wird verschweben.

Der Vogel im Käfig.

Roman von Lisa Wenger.

(Copyright by Grethlein & Co., Zürich.) 33

Adeline Petitpierres Schicksal war Rahel tief zu Herzen gegangen. Der trostlose Anblick, den das ehemals so stolze Antlitz trug, die gebeugte, zusammengesunkene Gestalt, und das jammervolle Weinen, mit dem die Herrin vom weißen Hause in den Wagen gestiegen, der sie in ihr Grab führen sollte, hatte sich ihr auf unaustilgbare Weise eingeprägt. Die gespenstischen Bewegungen, mit denen Karoline im Dunkel des Gefährtes verschwunden war, das schmerzlich verzogene Gesicht Belusas, der Frau Petitpierre trotz seiner Gicht auf ihrer letzten Ausfahrt selbst fahren wollte, bedrückte sie ohne Aufhören.

Sie irrte im Hause herum, in dem nur sie, ihre Mutter und die Köchin zurückgeblieben, beide hielten sich in Küche und Nähzimmer auf, und Rahel kam sich in den vielen weiten Räumen verloren vor. Traf Ottilie bei ihren häuslichen Geschäften mit ihrer Tochter zusammen, so weinte und jammerte sie, denn sie war erschüttert, und gänzlich unwissend und unvorbereitet der Erscheinung der Geisteskrankheit gegenüber, so daß sie sich überall fürchtete wie ein Kind,

und sich kaum getraute, in ein finsternes Zimmer zu treten, geschweige denn in das, welches ihre Verwandte bewohnt hatte. Es wurde verschlossen und unbewohnt gelassen.

Rahel suchte ihre Mutter zu beruhigen und sie wieder in die Bahnen des täglichen Lebens zu führen, was ihr auch nach und nach gelang. Sie wurde die Führende. Das Haus, der Garten, die Weinberge boten Arbeit genug, und verlangten Umsicht und Interesse. Rahel widmete sich mit Eifer der neuen Aufgabe. Sie wunderte sich, daß ihr die ersten Wochen nach Adelines Eintritt in die Irrenanstalt wie ziehende Wolken vorüberglitten. Als aber alles wieder im gewohnten Geleise rollte, als überall die Berufenen an ihrem Platz standen, als die Wogen der Erregung, und die Tränenströme ihrer Mutter versiegten, da machte sich die große Leere im weißen Hause bemerkbar. Eine Stille, die langsam zur Grabesstille wurde, die täglich und stündlich darauf hinwies, daß das Leben allein im Erleben besteht, und täglich neu aufwachen muß, soll es etwas hervorbringen. Rahels Sehnen erstand von neuem, und breitete die Arme

aus, bereit, Schmerz und Freude ans Herz zu drücken. Sie wartete, und wußte nicht auf was.

Seltenerweise ging sie nicht so oft wie früher zu Johannes. Sie war verschwiegen und etwas scheu ihm gegenüber geworden, und er, dessen Feinfühligkeit bis zum Erraten ihrer Gedanken ging, fragte nicht. Ihr Zusammensein war ein äußerliches, ihre Gespräche gingen nicht in die Tiefe. Er hatte einmal nach Sidney gefragt, und Rahel hatte geantwortet, daß sie und ihr Jugendfreund sich sehr selten schrieben. Tante Marie behauptete, daß er nicht glücklich sei, und daß auch sein Schaffen ihn nicht befriedige. Johannes bedauerte das. Mehr redeten sie nicht über den Mann, der beiden, Johannes so wie Rahel, ein Ideal gewesen und noch war.

In dieser Zeit des Nebeneinandergehens, nicht der Entfremdung, wohl aber der Zurückhaltung, ließ Frau Attinger Rahel zu sich bitten. Die alte Frau litt unter Herzscherwerden, und verließ seit einigen Tagen das Bett nicht mehr. Ihre Schwäche leitete alle ihre Gedanken der Ewigkeit zu, und von ihr zurück zu ihrem Sohn, den sie allein zurücklassen sollte. Sein Schicksal hielt sie auf der Erde fest, und hinderte sie, mit Freude an das Ende ihrer Pilgerfahrt zu denken. Sie suchte in ihrer Bangnis nach der Hand Gottes und fand sie nicht. Ihr Vertrauen wankte. Daß Johannes seinen Gott im Herzen trug, sich von ihm führen und trösten ließ, das wußte sie. Wer aber nahm sich des Irdischen an, des Alltäglichen, des Kleinen? Ihr gepreßtes Mutterherz schrie nach Hilfe. So konnte sie nicht fort. Ihre Gedanken irrten Tag und Nacht um den Sohn, und endlich rang und haderte sie mit Gott, der ihm das furchtbare Leiden des Blindseins auferlegt. Sie sank von der Höhe ihres ruhigen Vertrauens in tiefstes, ungewohntes Grau. Aber ihr verzweifelter Suchen war umsonst. Nichts und niemand antwortete ihr.

Endlich, in einer hellen, erleuchteten Stunde — die lauen Lüfte drangen bis zu ihrem blütenweißen Bett — stand plötzlich Rahels Bild vor ihr. So glänzend, visionär leuchtend, mystisch lebendig, daß sie ihre Arme ausstreckte, sie zu begrüßen. Ihr Herz klopfte, und ihre Pulse drohten die zartgeäderte Haut der Schläfen zu sprengen. Dies Gesicht kam von Gott. Gott schenkte ihr diesen Gedanken. Gott war es, der ihr das Mädchen zuführte, das allein Johannes beglücken konnte, und das allein er je geliebt hatte. Gott wollte es, er wollte es! Sie faltete die Hände in heftiger Andacht, und preßte sie dankbar zusammen. Ihre gewohnte Bedachtsamkeit verließ sie, keinen Augenblick zögerte sie, zweifelte sie, wartete sie. Sie ließ Blumen in ihr Zimmer stellen, das, entgegen ihrer einfachen Art, mit Luxus ausgestattet war, ließ eine seidene Decke über ihr Bett breiten, die schneeigen Bezüge und Kissen ordnen, und erwartete mit prophetischer Sicherheit das junge Mädchen, als würde es ihr von Gott selbst zugeführt.

Rahel kam, und andächtig betrachtete Frau Attinger ihr Gesicht, das schon den Stempel jener Menschen trug, die willens sind, Leid auf sich zu nehmen. Die Schönheit dieses Antlitzes hatte sich so entwickelt, und war so befeelt geworden, daß ihr Mutterherz in Freude bebte, ihre Hoffnung und Zuversicht aber ins Wanken kam, und doch wieder das Haupt erhob, denn so, gerade so leuchteten die Augen der Opferfreudigen.

„Rahel, liebes Kind, setze dich nahe zu mir“, begann die Mutter. „Laß mich zu dir reden, wie man es tut, wenn man voneinander Abschied nimmt. „Abschied“, rief Rahel. „Nein, noch nicht.“ „Aber bald“, sagte Frau Attinger. „Nicht wahr, du ersparst mir alle Umschweife. Ich habe ein wenig Mühe zu reden, meines Herzens wegen; es ist so unruhig in mir.“

Rahel sah ihr in die Augen. Ja, es war ein Abschiednehmen, sie konnte nicht daran zweifeln. „Johannes?“ fragte sie leise, und mitleidige Tränen traten ihr in die Augen.

Frau Attinger nickte. „Ja. Das macht mir das Sterben schwer. Was soll er in der Welt? Wie wird sein Leben sein? Bezahlte Leute — ohne Liebe. Bezahlte Hilfe — ohne Hingabe. Bezahlte Freundlichkeit — ohne Mit-Leiden.“

„Und ich?“ fragte Rahel einfach. „Bin ich nicht da? Ich bin doch wie eine Schwester für ihn, und könnte ihn nicht lieber haben, wenn er mein Bruder wäre.“

Frau Attinger sah sie durchdringend an. „Ja. Aber wenn du fortziehst? Wenn du heiratest und Mann und Kinder hast? Was dann? Was ist dir Johannes dann noch?“ Sie schlug plötzlich beide Hände vor die Augen, und Rahel sah die Frau, die sie, solange sie lebte, nie anders als gelassen, ergeben, stark und voll Glauben und Vertrauen gesehen, in hilflose Tränen ausbrechen. Das erschütterte sie tief. Sie streichelte der Frau die silbernen Haare. „Arme Mutter“, sagte sie einfach.

Frau Attinger griff dies Wort hastig auf. „Rahel, Rahel, wenn du mir diesen Namen in Wahrheit geben wolltest, wenn ich deine Mutter werden dürfte, wenn du mein Kind werden könntest... Rahel, kannst du es nicht? Willst du, Rahel?“ Sie richtete sich hastig im Bett auf und faltete die Hände.

Rahel begriff sofort, was Frau Attinger meinte. Ihr ganzes Wesen wehrte sich und fürchtete sich. Nein, nein, das nicht! schrie es in ihr! Ihre Seele wich weit zurück. Aber Frau Attingers tastende Hand griff bittend nach der ihren. Rahels Mitleid bedrohte ihr Wollen und schwächte es. Rahel antwortete nicht. Lange sprach keines der beiden. Frau Attinger störte Rahel mit keinem Wort, griff aber in diesen lautlosen Kampf mit heißen Wünschen und starkem Willen mächtig ein.

Endlich sagte Rahel zögernd: „Ich will morgen kommen und Ihnen antworten. Heute kann ich es nicht. Und sagen sie Johannes kein Wort von dem was wir geredet — gedacht — haben, ich bitte Sie. Ich werde es ihm selbst sagen, wenn ich kann.“

Frau Attinger sagte nichts, sah aber Rahel unermesslich dankbar an. Die angstvolle Qual schwieg, und Ruhe zog in ihre Seele ein, trotzdem sie sich bewußt war, daß sie ein Unrecht an Rahel beging. Sie schlief mit dem Gedanken ein, daß Johannes glücklich werden würde, und im Schlaf trug ihr Antlitz den Ausdruck der Verklärtheit. Oft sehen Gesichter nach dem Sterben so aus, unirdisch, demütig und dennoch mit dem beinahe schelmischen Ausdruck der Ueberwinder.

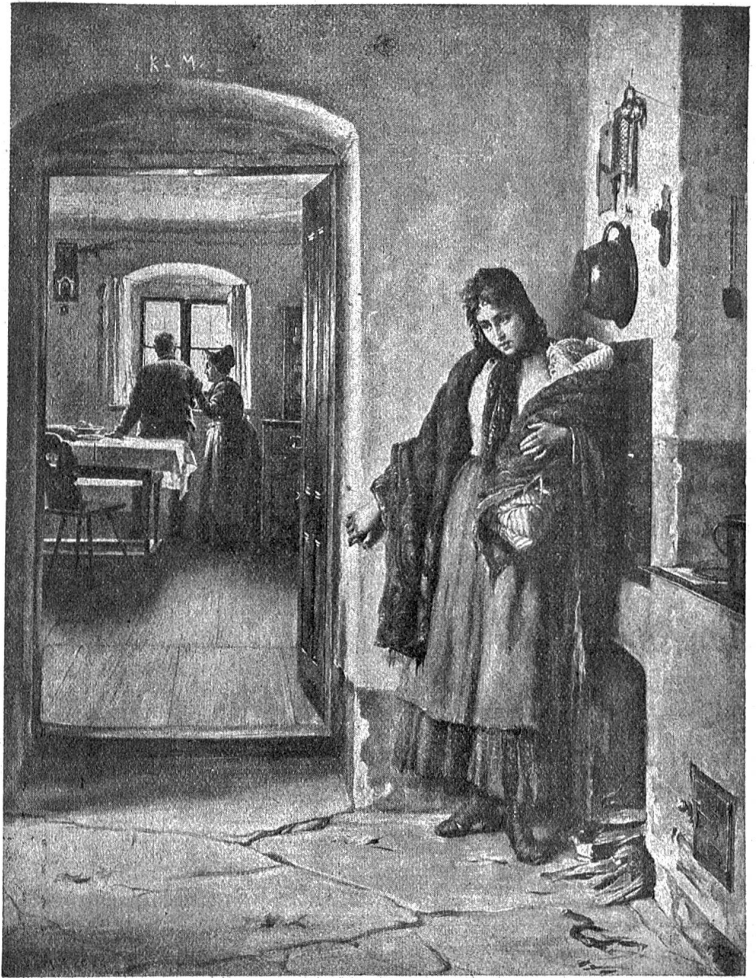
Leise war Rahel hinausgegangen. Ihr war zumute, als komme sie von einem Sterbebett. Aber auch, als habe sie selbst Liebes und Kostbares begraben. Still ging sie heim. Lautlos öffneten und schlossen sich die Türen im

weißen Haus, kein Fenster knarrte, kein Straßenlärm drang in die kühlen Zimmer, man hörte keine Tritte. Das herrische Rauschen der seidenen Röcke schwieg längst, die befehlende Stimme fehlte und war stumm geworden, niemand kam, niemand ging. Ottilie war in die Stadt gefahren, Belusa lag seit seiner letzten Ausfahrt mit seiner Herrin im Spital, die Köchin saß allein in ihrer Küche.

Es wurde Rahel bange zu Mute. Sie ging in den Garten und stieg neben dem Weinberg die Stufen hinauf zu der kleinen hölzernen Bank, die dort unter Haselbüschen stand. Man sah über den ganzen See hinweg, bis hinüber zu den Schneebbergen. Da saß sie nun stundenlang, die Hände im Schoß gefaltet, und rührte sich nicht. Da sich ihre Zukunft zu gestalten im Begriffe war, zog die Vergangenheit an ihr vorüber. Alle die Bilder, die sich ihr spiegelten, trugen Wehmutschleier, gingen gesenkten Hauptes. Sie sehnte sich plötzlich nach Sidney, und begriff es nicht, daß sie ihn so lange und ganz vergessen. Ach Sidney, wo bist du? Der Schein seiner blauen Augen, die ihr einstmals — es war noch nicht so lange her — so viel gewesen, wurde lebendig. Wie war sie so allein! Zu wem gehörte sie, wer gehörte zu ihr? Von dem Jugendfreund glitten die Gedanken zu Tante Ulrike hinüber, zu der Starken, Einsamen, die die Zögernde ermuntert, der Zagenen Mut zugesprochen, so wie sie hätte Rahel lieben mögen, so hätte sie geliebt sein wollen mit ganzer Seele, mit jauchzender Ueberzeugung. Und wie hatte sie geliebt? Mutlos blieb ihre erste Liebe, und scheu hatte sie sie verstedt, und ihre zweite endete mit leiser Selbstverachtung, da sie, wie ihr schien, keinerlei Früchte getragen. Ach, hätte Sidney sie an sein Herz genommen, es wären wohl alle Knospen aufgeprungen.

Johannes? Ach ja, Johannes. Zaudernd, beinahe die Augen schließend sah sie sein Bild vor ihr aufsteigen, und begann an ihn zu denken, der ihr Freund, Lehrer, Kamerad, Führer gewesen, und der ihr nun plötzlich fremd erschien in der neuen Beleuchtung. Sie wußte wohl, was ihr Johannes war. Sie erkannte deutlich, wer er war, und war ihm für seine innige, schweigende, selbstlose Liebe dankbar. Sie wußte, daß er ihr nie Schmerz zufügen würde, daß sie um seines willen nie Leid erfahren werde. Aber auch nie Glück, schrie es wiederum in ihr, niemals Glück.

Rahel war wie unter einem Bann. Eigentlich wußte sie vom ersten Augenblicke an, daß sie Frau Attingers Wunsch erfüllen wollte, und trotzdem wehrte sie sich verzweifelt dagegen, einen Schritt zu tun, der sie in ein unbekanntes Land führen würde, und von dem es ihr schien, als sei es kein natürlicher Schritt, keiner, den sie tun müsse. Sie wollte blind sein, denn wenn sie hätte hinabsteigen wollen bis zu dem, was doch klar und deutlich ihr lebendig war, und das sie nicht kennen, oder anerkennen wollte, so hätte sie sehen müssen, daß es ihre Aufgabe nicht war, das Opfer ihres Wesens zu bringen. Sie hätte sehen können, daß ihr Wesen darin bestand, zu lieben, wo Liebe ihr selbstverständlich, richtig, begehrenswert erschien. Sie fühlte, daß



Heimgesunden. — Nach einem Gemälde von C. Zewy.

sie nicht zu den Frauen gehörte, die sich aus einer halben Liebe eine ganze zu ziehen verstehen. Sie hatte von jeher geliebt, oder nicht geliebt, Sympathie empfunden, oder Antipathie. Nun wollte sie sich, aus Trägheit der Seele, aus müder Nachgiebigkeit, aus Hingabebedürfnis, aus Mitleid, aus ererbten Begriffen von Barmherzigkeit verlieren. Daß auch Furcht vor dem Alleinsein, Sehnsucht nach Liebe, Begehren nach der Zärtlichkeit eines Mannes mitsprachen, verhehlte sie sich nicht. Sie meinte sich ernstlich zu prüfen, wenn sie sich die Frage vorlegte, ob sie Johannes werde lieben können, ob sie seine Küsse, seine Umarmungen werde ertragen können, und meinte durchaus ehrlich zu sein, wenn sie sich zugestand, daß sie als Weib von Johannes nicht angezogen werde. Aber sie verdrängte sofort diesen natürlichen Wunsch angezogen zu werden. Sie wollte dienen, wollte Opfer bringen, und meinte, daß körperliches Empfinden, verliebtes Fühlen da nur hinderlich sein könnten. Sie verwarf, was natürlich ist, und nahm auf sich, was ihr Ueberwindung kostete. Sie steigerte sich in eine Art von fanatischem Nebel hinein, der sie nicht klar sehen ließ. Dieser Nebel hinderte sie, sich einzugestehen, daß sie trotzdem hoffte, war das Opfer einmal gebracht, auch selbst Liebe zu empfinden und glücklich zu werden. Darum schien ihr das Leben, in das sie hinein gehen wollte, farbig und schön, und was sie hatte und aufgeben wollte, grau und unscheinbar.

(Fortsetzung folgt.)